

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

www.emmaus.de

15. Jahrgang Nr. 1, 2011



Zwischen
Landwehrkanal
und Spree
Ein Spaziergang durch
unseren Kiez

Ort der Begegnung

Eine neue Zukunft für die
Markthalle IX in der Eisenbahnstraße

Kindertrödel am 2. Advent 2010

Christoph Albrecht / Wenn Sie diese Zeilen lesen, könnte die Zukunft schon begonnen haben: Die Eisenbahnmarkthalle ist nach 119 Jahren staatlicher Oberaufsicht in private Hände übergegangen. Seit Sommer letzten Jahres läuft der Verkauf der Markthalle durch das Land Berlin, im März 2011 müssen die Konzepte der zwei von ursprünglich 17 Wettbewerbern – die Gruppe „Markthalle IX“ und Helmut Russ von BerlinZauber - abgegeben worden sein, wenige Wochen später möchte die Auswahlgruppe beim Wirtschaftsminister entscheiden. Entschieden wird nach dem besten Konzept, der Preis ist auf 1,15 Millionen Euro festgelegt. Vorgegeben ist, die Markthalle mit vielen kleinen Ständen und einem Warenangebot für die Menschen aus dem Umfeld der Markthalle zu betreiben.

Fast zehn Jahre lang hat die Markthalle vor sich hingedümpelt, in den letzten fünf Jahren war sie nur noch Hülle für Filialen großer Ketten. Alle Marktstände waren verlassen, sie gammelten vor sich hin und der Mief aus den Abwasserrohren machte dem Letzten klar: den Duft frischen Brotes, frischen Obstes oder frischen Kaffees gibt es nur auf einem anderen Planeten!

Eine „Halle für alle“ soll sie werden, dafür setzt sich die Anwohnerinitiative Eisenbahn.MarktundKultur.Halle ein. Sie trifft sich seit März 2010 regelmäßig an jedem Samstag um 12 Uhr in der Halle zu einem „Kaffeetrinken bei Inge“. Anfangs war es ihr Ziel, dass die alten Marktstände aus den 70er und 80er Jahren abgerissen werden, um so eine freie Fläche für Veranstaltungen zu erhalten. Im Juli 2010 war es so weit: die Berliner Großmarkt GmbH (BGM) hat nach Zustimmung des Wirtschaftsministers die alten Buden abgerissen und mit der Anwohnerinitiative, vertreten durch Christoph Albrecht, eine Nutzungsvereinbarung bis Juni 2011 abgeschlossen.

Sie ist die Basis für all die Veranstaltungen, die seitdem stattgefunden haben und zu denen bisher über 10.000 Menschen aus ganz Berlin in die Halle gekommen sind: Theateraufführungen, das mexikanische Totenfest, ein Markt mit Ständen von Bauern aus dem Berliner Umland, ein Design Markt für Selbstgemachtes. Aber es fanden auch Führungen durch die Halle zum „Tag des offenen Denkmals“ statt oder Diskussionen zu Themen, die die Menschen hier bewegen: der immer massiver werdende Tourismus in unserer Gegend, die Bebauung der Spree-Grundstücke, die Perversionen in der Lebensmittelproduktion. Und den Abschluss des Jahres bildete der Weihnachts-Gottesdienst der Emmaus-Ölberg-Gemeinde.

Warum macht die Anwohnerinitiative das alles? Es geht darum, die menschenverbindende Wirkung der Markthalle wiederzubeleben in Zeiten, in denen durch die Alterung der Gesellschaft Isolierung und Vereinsamung immer mehr zunehmen. In allen Kulturen gibt es das Prinzip „Markt“: Menschen begegnen sich, um durch Kaufen und Verkaufen ihre Alltagsbedürfnisse zu befriedigen. Das schafft aber auch den Rahmen, sich in Gesprächen gegenseitig wahrzunehmen und am Leben der anderen ein bisschen teilzunehmen. So entsteht ein Gefühl von Wertschätzung, von Aufgehobensein.

Das hat auch hier 110 Jahre lang funktioniert. Wenn am 1. Oktober 2011 die Halle 120 Jahre alt wird, dann soll klar sein: Die Eisenbahnmarkthalle hat wieder eine Zukunft als Ort der Begegnung, und die Menschen gehen besser gelaunt aus der Markthalle heraus, als sie hineingegangen sind!

Weitere Informationen:

www.eisenbahnmarktundkulturhalle.de

www.markthalle9.de • www.markthalle36.de

Kontakt: christoph.albrecht@eisenbahnmarktundkulturhalle.de

INHALT

Christoph Albrecht Ort der Begegnung	2
Editorial	3
Detlef Berentzen Ohlauer Straße	4
Uwe Schumacher Der Gottesbeweis	8
Lisa Dehne Kreuzberger Nächte sind lang	11
Mario Clemens Die Fischarche • Boule	12
Mittelseite KinderNoster Wir wohnen auch hier	14
Christina Lenz Mein Görlitzer Park	16
Gunter Kennel Orgeln in SO 36	20
Martin Deschauer Elektro-Beats in Lederhosen	22
Matthias Lehmann Recht und Hilfe	23
Jörg Machel Suchet der Stadt Bestes	24
Carolyn Krüger/ Brigitte Kottwitz Lachen als Zeitansage	26
Impressum	27

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin und lieber Leser!

„Saubere Straßen – teure Mieten“ warnt ein Graffiti im Kiez. Dann könnte man eigentlich auch „Billig wohnen im Müll“ an die Hauswand spraysen. Ich befürchte, beides gefährdet unser Zusammenleben, die explodierenden Mieten und der Müll. Noch hält sich auch das alternative Leben in Kreuzberg, aber ein schickes Ambiente hält Einzug in die teuer sanierten Lofts und luxuriös ausgebauten Dachetagen.

Solange das Nebeneinander auch ein Miteinander ist, gefällt mir diese Mischung. Die billigen Wohnungen im Hinterhaus können durchaus davon profitieren, dass der Dachgeschossmieter dem Hauswirt einen vergilbten Hausflur nicht durchgehen lässt. Ich kenne Häuser, da funktioniert das hervorragend.

Leider gibt es Beispiele, in denen ein unfairer Kampf gegen zahlungsschwache Altmieten geführt wird, um aus der wirtschaftlich gesunden Immobilie eine Goldgrube zu machen. Das vergiftet das Klima nicht nur im Haus, sondern im Stadtteil.

Kreuzberg ist bunt und hat Platz für viele Lebensentwürfe. Es ist durchaus möglich, dass alle voneinander profitieren. Diese Ausgabe des paternoster erzählt Geschichten aus dem Kiez und grüßt damit die alten und neuen Kreuzberger zwischen Spree und Landwehrkanal.

Auf gute Nachbarschaft

Pfarrer Jörg Machel

Ohlauer Straße

Eine Zeitreise

Detlef Berentzen / Sie hieß nicht immer so, sondern auch schon mal Grünauer. Bis zum Jahre 1949 war das. Und besonders lang ist sie auch nicht, die Ohlauer. Lläuft schnurgerade von der Wiener Straße bis zum Landwehrkanal. Ein kurzes Elend ist sie, wenig berühmt, mag nicht mithalten mit der unweit laufenden Oranienstraße – die kann ehemalige Anwohner und Gäste wie glitzernde Perlen aufreihen, kann mächtig prahlen mit Theaterleuten wie Erwin Piscator, mit Lesungen des jungen Grass in der alten „Zinke“, auch mit Paulchen Lincke und seiner Frau, der bleichen Luna. Alles Glanz von gestern.

Stoff für jene, die gern an den Taten der Erinnerung saugen. Heute spielen die Oranier auf Roten Harfen, zünden Pissoirs an, essen Fladenbrot oder setzen auf Max, manchmal auch auf Moritz, weil es dort das beste Kassler gibt, mit Kraut.

Du aber kommst hungrig um die zugige Ecke Wiener, hast dich gerade noch gewundert, warum sie ausgerechnet bei dem neuen Friseur, Marke „Cut and Go“, die Scheiben eingeworfen haben, schlägst den Mantelkragen hoch, fegst mit dem Fuß ein paar Scherben beiseite, dann Juwelier, Trödler, Kopierladen „Blow-Up“, arabischer „Nachtigallen-Imbiss“ - Spezialität: „Kafka mit Reis und Salat“, ausgerechnet Kafka: Gibs auf, gibs auf!... und mittendrin die Kachelfassade des alten Tabakcenters, mit der kühn geschwungenen grünen Leuchtreklame aus den 60ern über dem Schaufenster.

Hinter dem wartete er immer, ziemlich klein, mit blinzelnden Augen, trug einen grauen Kittel über dem kleinen Kugelbauch, die Hände in den Taschen, nannte mich grinsend „Mein Herr!“, gab mir meinen Halfzware, manchmal, nur dann, wenn ich mich unendlich verwegen fühlte, auch eine Zigarre, und plauschte gern mehr als drei Worte mit dem schwarzen Halstuch und den Turnschuhen, die da vor ihm standen. Doch der Kleine hat inzwischen den grauen Kittel an irgendeinen rostigen Nagel gehängt: „Längst

in Rente“, meint der neue Besitzer.

Auch kein Bechstein mehr. Kein Klavierspiel, kein süßer Fetzen Mozart, gespielt auf hochglanzpoliertem Flügel, dringt mehr aus den Fenstern des vierstöckigen Klinkerbaus gegenüber. Die Firmeninschrift verwittert. Stattdessen in der Einfahrt Hinweise auf all die schönen neuen virtuellen Welten, die hier an Bildschirmen entworfen werden, weil unsere alte Welt nicht länger zum Speichern taugt. Immerhin - ein paar Häuser weiter züngelt noch der zerzauste Bär auf dem bekannten Bronzeschild: Aufbauprogramm 1957. Mensch, Atze, waren wir modern - Warmwasser und Innenklo. Heute bleibt nur die hässlichgraue Fassade. „Freiheit für Axel“ hat jemand darauf gesprüht. Verdammst, wer ist Axel? Ich bin nicht mehr auf dem Laufenden.

Ein paar Schritte noch, vorbei an neonbeleuchteten türkischen Sportclubs und duftenden Bäckereien, dann stehe ich vor dem Haus mit unserer Nummer: Siebenunddreißig. Die Fassade glatt verputzt, verwaschenes Weiß und Rosa, Wein rankt darüber, die Blätter zittern ein wenig. Keine Einschusslöcher mehr sichtbar. Die waren das Markenzeichen Berliner Altbauten vor all den Sanierungsversuchen. Immerhin waren wir Frontstadt. Hatten den Iwan vor den Toren und überall Lebensmittel gebunkert. Senatsreserven nannten sie das: die nächste Blockade würden wir sicher einige Wochen lang überstehen. Danach eben wieder Care-Pakete. Und zur Not im Tiergarten Kartoffeln anbauen. Irgendwie schien alles Nachkrieg. Immer und noch.

Als ich hier einzog, war mir egal, warum die Straße hieß wie sie heißt. Auch dass der Bürgermeister von Ohlau angeblich mal eine weiße „Zipelmütze“ trug, war mir gänzlich unbekannt. Wen interessierte schon Fontane? Überhaupt, Niederschlesien und Ohlau, besser Olawa, lagen hinter dem Vorhang, und der war eisern und schwer bewacht. Auf den Autobahnen der DDR hieß es auf den Brückenschildern zwar „Reisen nach Po-

len immer empfohlen“, aber warum sollte ich?

Hauptsache Kreuzberg. Sechsenddreißig.

Ja, Kreuzberg 36, nicht etwa 10999 Berlin,...wie das schon klingt! Gar nicht. 36, das war eine Zahl, die mit Bedeutung aufgeladen war, eine, die uns meinte, meinten wir. Wenn wir sonst schon nix sein konnten, keine Deutschen, keine Berliner, nicht einmal die Söhne unserer kriegsversehrten Eltern, sondern nur miese zuge-reiste Wessies, dann wenigstens 36er, Bewohner jenes Kreuzbergs, das einst für Frau Bachmann, Vorname Ingeborg, wesentlich aus feuchten Kellern, alten Sofas, Ofenrohren, Ratten und Hinterhöfen bestand. Doch inmitten all der einstürzenden Altbauten gab es Hoffnung. Lachen. Soleier. Irgendetwas wie Heimat. Und Aufbegehren.

Ich trug schwarzes Leder, die Haare lang, einen krausen Bart vor dem Gesicht: die letzte Schlacht gewinnen wir. Am Ersten Mai hängten wir die Boxen aus dem Fenster und der junge Reiser wusste, was er zu tun hatte: Rein in den VW-Bus, ab zur Demo, Solidarität ist eine Waffe.

Nehmt nicht den Fahrstuhl, nehmt die Macht!

Es war mitunter anstrengend damals. Verwirrend, verböhrt, verrannt. Heute ist es nicht besser. Nur anders. Und es gefällt mir immer noch nicht. Manchmal mache ich mich auf die Suche nach der verlorenen Wut. Auch nach der verlorenen Hoffnung. Und finde sie nicht. Hoffnung steht nicht auf der Agenda.

Im Flur der Siebenunddreißig der wohlbekannteste Geruch von kalter Feuchtigkeit. Rechts das alte Treppenhäus mit den ausgetretenen Holzstiegen, geradezu das zweiflügelige Tor zum Hof. Dahinter ist alles neu: Eine heimelige Gartenidylle - Petersilie, Suppenkraut, auch Sonnenblumen, große, gelbe, hochgewachsen, Spatzen lärmen im Holderbusch.

Keine Quergebäude mehr, kein erster, kein düsterer zweiter Hinter-

hof, alles verschwunden - Frau Hartmann lebt nicht mehr hier.

Hängt nicht mehr oben im Vierten ihre schweren Brüste samt Kittelschürze über die Fensterbank und lässt am langen Bindfaden einen Korb mit Aldi-Schokolade für die Kinder runter: „Habt er mal wat Süßet! Und nich so laut, ihr Jören!“

Unsere unehelichen Kinder spielen in dreckigen Latzhosen unten auf dem rissigen Beton, zwischen all den Waschmaschinen, die der alte Glatzkopf, ich nannte ihn einfach nur „Miele“, dort Tag für Tag reparierte. Bei jedem Wetter. Miele war immer im Dienst. Trug seinen grauen Kittel, genau wie der Alte vom Tabakcenter, mit einem kleinen Glanz von Würde, aber nie ein Wort zuviel, meist gar kein Wort, selbst ein Morgengruß konnte ihn irritieren, ließ ihn tief drinnen zucken. Er war einer von denen, die sich klein machten, denen die Worte fehlten, die er irgendwo, irgendwann, vielleicht als Flakhelfer, verloren hatte. Miele wollte einfach in Ruhe gelassen werden, nur im grauen Geviert des Hofes knien, stehen, hocken und an seinen unschuldig weißen Maschinen schrauben.

Dort, im Seitenflügel, wo jetzt der Schreibtisch mit dem flachen Monitor drauf hinterm Fenster steht, hatte Miele sein chaotisches Ersatzteillager mit Stahlrohrbett und Kochplatte mittendrin. Dort lebte er von Nescafé und Marmelade. Und wenn eine Maschine repariert oder verkauft war, trank er zur Feier des Tages einen Extra-Kaffee, stellte die leere Tasse auf die Fensterbank und zog los – „Ausliefern!“ nannte er das. Lärmte durch die Straßen und war doch so klein, dass man ihn kaum sah.

Stube, Küche, Außenklo, Miete: zweiundsechzigfuffzig. Vier Wohnungen hatten wir im Hinterhaus gemietet, Wände und Decken nach unten und oben mit Hammer und Stemmei-

sen durchbrochen, Holztreppe gebaut und fertig war die Wohngemeinschaft - Strategien für Kreuzberg nannten wir das später. Und wenn die streitsüchtigen Säufer aus dem ruinierten zweiten Hinterhof sich nach stundenlangem Kartenspiel im ersten grün und blau prügeln wollten, sind wir dazwischen. So war das. Zille irgendwie und vorbei. Heute, lese ich auf einem Anschlag am stillen Portier, heute gehört die Siebenunddreißig einer vielköpfigen Gemeinschaft. Wird von ihr bewohnt und selbstverwaltet: Morgen wichtige Hausversammlung!

Später haben wir dann den sozialen Aufstieg geschafft. Ins Vorderhaus. Im ersten Stock haben wir gewohnt. Im Winter ganz nah beim Kachelofen, weil die Fenster zugefroren waren. Von innen. Draußen meterho-



her Schnee, doch, das gab's wirklich, und immer braune Asche in den Haaren. Mitunter war sogar das Innenklo vereist. Dann gingen wir eben notdürftig runter ins Café.

Eine Tür aus massivem Holz, die Klinke aus Messing. Die Hand verweilt einen Augenblick auf der Kühle des Metalls. erinnert sich. Öffnet die Tür hin zur Gegenwart und doch nicht - diese verführerische Melange aus feinem Weinaroma, würzigem Tabakdunst und einem gärrigen Ober-ton von minutenlang gezapftem Pils gehört seit Jahrzehnten genau hierher, du atmetest sie ein und mit ihr all die Geschichten: Als das Café noch eine Kutscherkneipe war, damals, in den Zwanziger Jahren mag das gewesen sein. Da saßen bärenstarke Kerle

hier, schoben ihre Mützen in den Stiernacken, tranken Bier, rauchten Stumpen und stanken so gut es ging nach Schweiß. Der Fuhrhof lag direkt gegenüber, die Gäule mampften ihren Hafer, mit den Pferdeäpfeln ließ sich prima heizen.

Bald darauf, an einem wunderschönen ersten Maientag, zogen die Nazis mit heilsuchenden Gewerkschaftern in Bataillonsstärke vorbei zum Tempelhofer Feld, um dort die Welt ans Hakenkreuz zu nageln. Und der Wirt stand vor der Tür, blinzelte in die Sonne und reckte den Arm. Vielleicht. Am gleichen Tag gab's dann noch Maibowle mit echtem Waldmeister. Dann irgendwann keine Bowle mehr, sondern Stalingrad. Das Bier wurde schal. Die Pferde geschlachtet.

Nach dem Krieg holten übriggebliebene Kinder ihre restlichen Väter aus der Kneipe ab: „Mutta schickt mich!“. Doch die Väter kamen nicht mit, sondern spendierten ihren Gören eine Fassbrause: Nu trink ma, meine Kleene! Da wohnte die dicke Frau Hartmann bereits samt Kittelschürze im Hinterhof und sah aus wie eins von den Kreuzberger Grauetümen auf den Fotos des alten Seidenstücker. Trug sicher auch Wollstrümpfe und warf dem einarmigen Leierkastenmann ein paar Groschen in den Hof. In BZ-Papier gewickelt. Aber nur dann, wenn etwas von den fünf Mark Haushaltsgeld übrig blieb, die ihr Mann jeden Freitag auszahlte. Der lebte damals noch. Und hatte sogar Arbeit. Manchmal.

Jahre später, es muss am Eve of destruction gewesen sein, wurde die Kneipe ein Schuppen, hieß Hosianna, angeblich im LSX. Keine Ahnung, wer auf diesen unglaublich originellen Namen kam, vielleicht klampfte Hannes Wader gerade hinterm Tresen den „Tankerkönig“ und Joints wie Ofenrohre machten die Runde, und irgendein bekiffter Kreuzberger Hippie wird nach einem tiefen Durchzug begeistert „Hosianna!“ ge-

rufen haben. Guter Stoff eben. Und jeden Abend.

Dann übernahm ein Kneipenkollektiv und uns gleich mit. Dort hinten, unter den neuen Kandelabern mit den flackernden Kerzen dariañ, dort auf der alten hölzernen Eckbank haben wir gehockt. Im gebärmutterdunklen „Café Kreuzberg“ mit seinen sechs oder sieben Tischen. Manchmal hatte ich meine Mundharmonika dabei. Spielte den Blues. Oder lernte eine Rothaarige kennen. Sagen wir eine Lehrerin. Mit roten Fingernägeln. Und hatte am nächsten Tag Kratzspuren auf dem Rücken.

Alles „verdamp lang her“. Heute kratzt mich keine mehr. Na und? Der Abend ist noch jung und der neue Wirt bietet exquisite Single-Malts und ausgesuchte Weine an. Auch Brot und Käse. Einer aus Frieslands Osten, ein Neuer in der Siebenunddreißig. Ein Stiller. Einer, der vielleicht jahrelang in aller Ruhe auf seinem Deich gegessen hat, den Wind im Haar, bis er es nicht mehr aushielt: Immer nur Wind und schon bald keine Haare mehr. Da hat er seinen Koffer genommen, der stand bestimmt schon lange gepackt hinter der Tür, und hat sich einen Traum erfüllt. Einen Koffer in Berlin. Und ein Café in Kreuzberg. Nein, bis auf Nuancen hat er in der alten Wohnzimmerkneipe nicht allzuviel verändert. "Warum auch?", fragt er. Manchmal ist es gut, wenn etwas bleibt.



© Martin Deschauer

Überall ist Platz für „Kommentare“



Kreuzberger Pflaster



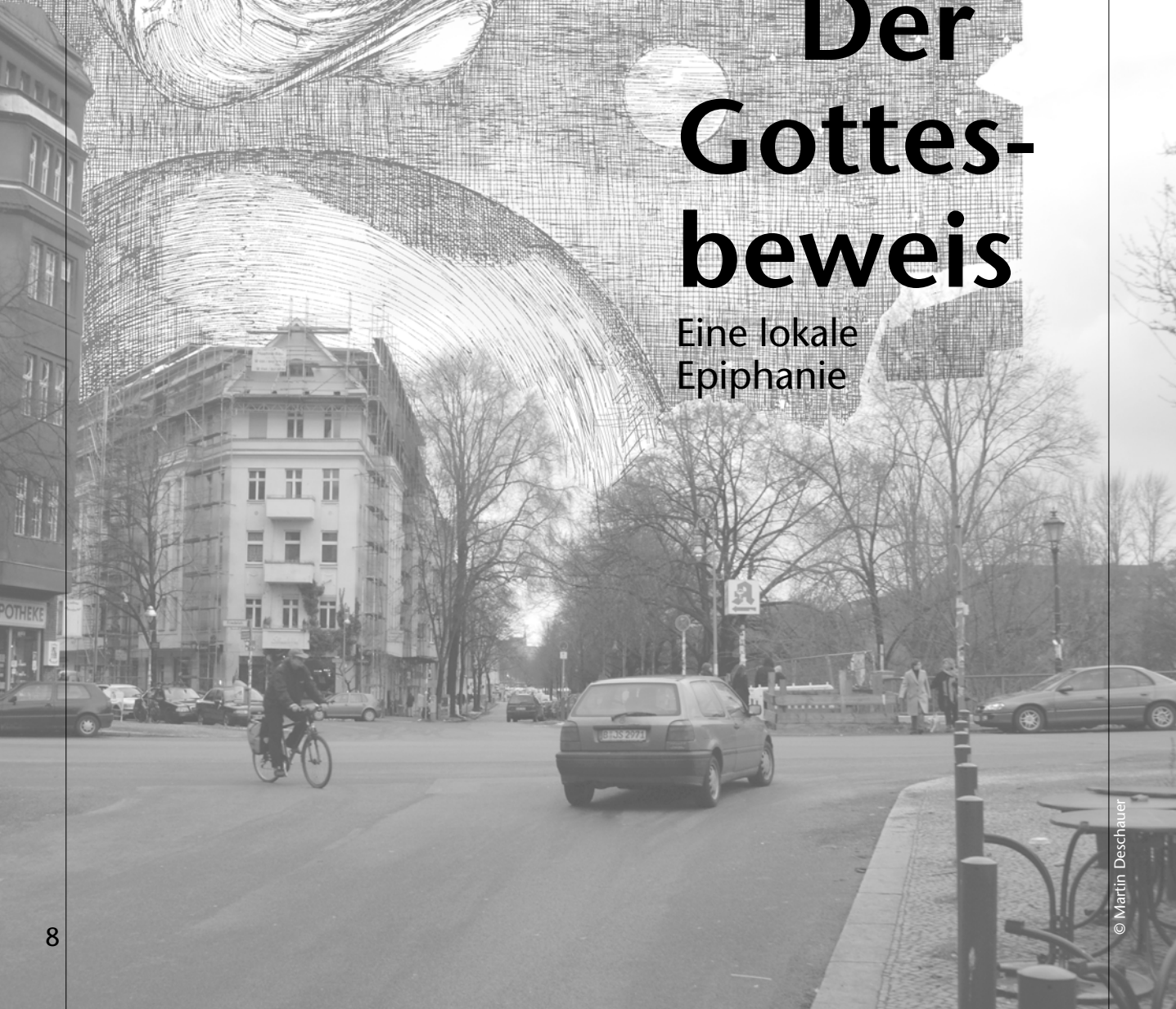
© Martin Deschauer

Ohlauer Str. 21



Der Gottesbeweis

Eine lokale Epiphanie



Uwe Schumacher / Gottesbeweise scheinen etwas hoffnungslos Veraltetes zu sein. Schon seit mehr als zweihundert Jahren redet eigentlich niemand mehr von ihnen, die einst doch in überreicher Fülle erdacht worden waren. Wer außer einigen besonders marginalen Spezialisten für mittelalterliche Theologie kennt sie noch, die apriorischen und aposteriorischen, die ontologischen und kausalen, kosmologischen und teleologischen, ethischen und wie sie alle heißen?

Gedankenarbeit von Generationen, ad acta gelegt für immer, wie es scheint. Wen interessieren noch die denkerischen Anstrengungen eines Anselm von Canterbury, des heiligen Thomas von Aquin und des Descartes – gar nicht zu reden von dem, was Juden und Araber auf diesem reich bestellten Felde geleistet haben? (1)

Aber dann gibt es doch wieder Orte – sie mögen noch so selten und eng begrenzt sein –, da kann man nicht umhin, jenen scheinbar gründlich obsoleten Gedankenspielen einer fernen Epoche eine plötzliche Aktualität zuzuerkennen. So einen Ort gibt es in Kreuzberg. Oder in seiner jüngsten kolonialen Eroberung, genannt ›Kreuzkölln‹. Zum Beispiel an jener vertrackten Kreuzung, wo nicht nur die Ohlauer Straße nach Überquerung des Landwehrkanals in die Friedelstraße übergeht und vom Maybachufer geschnitten wird, sondern auch noch die Bürknerstraße spitzwinklig einmündet. Alles ohne Ampel, und keiner Straße wurde prinzipielle Vorfahrt zugestanden. Natürlich gilt rechts vor links wie in all diesen Fällen, und konsequent beachtet, würde dies auch hinreichen, um Schaden abzuwenden. Nur dass die Verkehrsteilnehmer von einer solchen Konsequenz eben in der Regel weit entfernt sind. Ob nun einige Autofahrer sich gerade in generöser Laune befinden und von links kommende Fahrzeuge jovial vorüberwinken oder andere sich die Vorfahrt mit aufheulemdem Motor einfach nehmen oder

wieder andere sich, wirr umherschauend, vom Gehupe des Hintermannes auf gut Glück auf die Kreuzung treiben lassen – ständig schließt man die Augen und hört schon im Geiste das Krachen und Splintern. Aber es passiert nichts.

Erheblich kompliziert wird die Situation durch die Radfahrer, die durch die jugendliche Einwohn-



nerschaft der Umgebung in reicher Zahl den Knotenpunkt passieren, mit Vorliebe auf klapprigen Vehikeln vom Flohmarkt, auf verrosteten Klapprädern oder abgemagerten Rennmaschinen jenseits aller Verkehrstauglichkeit. Einem typischen Kreuzberger Hang zu radikalem Individualismus folgend, ignorieren sie jede allgemeinverbindliche Regel und befahren die Kreuzung auf eigenes Risiko, wobei sie gelegentlich ihren Nachwuchs in den Kindersitzen schon mal an knappe Situationen und die generelle Fragilität des menschlichen Lebens gewöhnen. Schaudernd wendet sich der Betrachter ab – aber es passiert nichts.

Natürlich sind auch eine Menge Fußgänger und Fußgängerinnen unterwegs, darunter viele Jogger mit taubgestöpselten Gehörgängen sowie junge Mütter und Väter mit ihren Sprösslingen im Kinderwagen. Da es weit und breit nirgendwo einen Zebrastreifen gibt und die Sicht allenthalben durch parkende Autos behindert wird, ist auch hier vor allem Courage gefragt – am besten, man prescht im Windschatten eines der tollkühnen Fahrradfahrer vor und reagiert dann flexibel. Touristen erhöhen ihre Überlebenswahrscheinlichkeit auch durch das Fischschwarm-Prinzip und schüt-

zen sich durch Großgruppenbildung gegen die Mordlust der tiefergelegten und spoilerbewehrten schwarzen BMWs. Besonders wenn südeuropäische Gruppen unreflektiert ihren heimatlichen Gebräuchen folgen und eifrig gestikulierend ins Gespräch vertieft ohne einen Blick nach links und

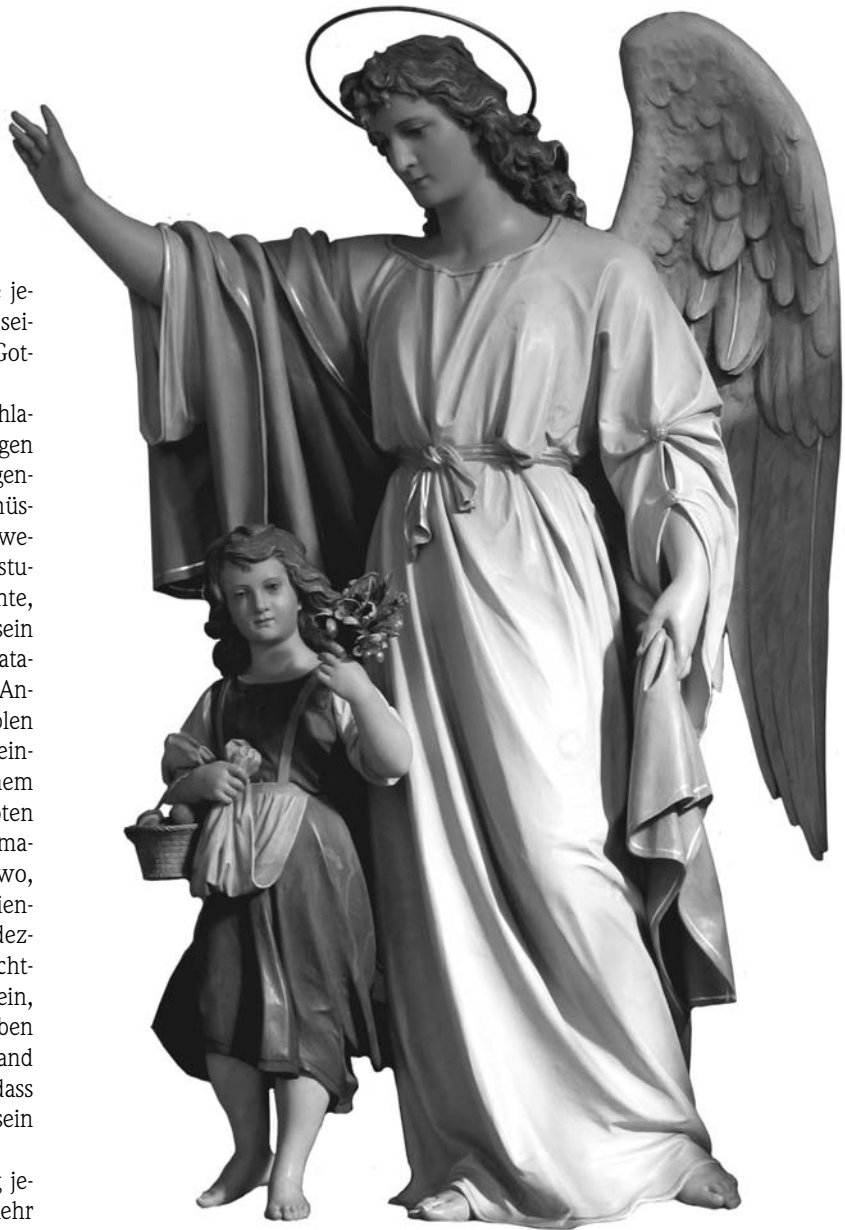
rechts auf die Straße laufen, geht man im Geiste unwillkürlich noch einmal die Erste-Hilfe-Griffe durch – aber es passiert nie etwas. Die letzte Steigerung erfährt das Szenario des Nachts, zumal in dieser Gegend nicht nur die Fußgänger, sondern auch die Fahrradfahrer es vorziehen, nicht durch Beleuchtung unnötig auf sich aufmerksam zu machen. Bei sommerlichen Temperaturen, wenn man in einem der Lokale draußen noch einen Platz mit Blick auf die Kreuzung erhascht, kann man ein Schauspiel erleben, das es an Spannungsgeladenheit mit jedem Fernsehthriller aufnimmt – besonders dann, wenn noch eine oder zwei der Straßenlaternen wie so häufig ausgefallen ist. Von allen fünf Seiten gleiten die kaum sichtbaren Schemen der Radfahrer auf den imaginären Kollisionspunkt in der Mitte der Kreuzung zu und tauchen unvermittelt in den Scheinwerferkegeln der Autos auf, während lachende Gruppen von – oft nicht mehr ganz nüchternen – Nachtschwärmern, ihre Bierflaschen in den Händen, regellos die Straßenseite wechseln.

Aber das Unbegreifliche ist – es passiert nichts, kein metallischer Schlag und kein dumpfer Aufprall, keine Drahtesel fliegen verkrümmt mit ihren Reitern durch die Luft, niemand wälzt sich auf dem Pflaster in seinem Blut oder liegt mit zerschmetterten Beinen am Straßenrand, während sich ein Kreis von Schaulustigen bildet. Und angesichts dieses Unbegreiflichen, konfrontiert mit diesem provozierenden Anschein des Wunderbaren, kann es geschehen, dass hier in Berlin, in dieser Großstadt des 21. Jahrhunderts und in einem Viertel, in dem die neue kulturelle Avantgarde Europas heranreift – dass ei-

nem ausgerechnet hier und heute jemand wie Thomas von Aquin mit seinen säuberlich systematisierten Gottesbeweisen in den Sinn kommt.⁽²⁾

Wo, wenn nicht hier, wird schlagend deutlich, dass alle Wirkungen am Ende eine erste, nicht kontingente Ursache (causa prima) haben müssen, einen ersten, unbewegten Beweger, wie ihn schon Aristoteles postulierte – der nur noch nicht erkannte, dass dies nur ein gütiger Gott sein kann, wenn nicht alles in einer Katastrophe enden soll. Ohne diese Annahme würden schon die simplen Gesetze der statistischen Wahrscheinlichkeit diese Kreuzung in einem Land mit über 4.000 Verkehrstoten jährlich zum Schauplatz eines permanenten Gemetzels machen. Und wo, wenn nicht hier, wo all diese seidenen Verkehrsteilnehmer ein Rendezvous mit der Möglichkeit ihres Nichtseins haben, leuchtet unmittelbar ein, dass es auch ein Notwendiges geben muss, das mit der lenkenden Hand des Herrn verbunden ist – auf dass nicht alles im allgemeinen Nichtsein verschwinde?

Anderswo freilich – ja, da mag jedes Jahr eine Kleinstadt vom Verkehr ausgelöscht werden, da mag auch in hunderterlei anderen Hinsichten menschliche Gedankenlosigkeit, Unempfindlichkeit und Verantwortungslosigkeit millionenfachen Tribut an Menschenleben und Gesundheit fordern. Anderswo also mag es wirklich Kraft kosten, den Glauben an ein höchstes Wesen von signifikantem Einfluss zu erringen und zu bewahren. Aber als habe der Herr uns die Sache nicht zu hart machen wollen, gibt es eben einige Flecken auf dieser Erde, da herrschen andere Gesetze. Da funktioniert alles auf frapierend unwahrscheinliche Weise so, als halte eine höhere, gütige Macht ihre schützende Hand über die irregeleiteten, von Blindheit und Taubheit geschla-



genen Wesen, die ahnungslos schwatzend und kichernd und träumend im Finsternen wandeln, auf Kollisionskurs aller mit allen. Einer dieser Flecken, einer dieser Orte insularer Epiphanie liegt gleich nebenan, am Landwehrkanal.

1 Alles wurde vom bucklich Männlein Kant zu Makulatur verarbeitet. Bestenfalls noch Übungsmaterial für Kategorienfehler, Äquivokationen und logische Fehlschlüsse (»Finden Sie den Zirkelschluss!« - »Decken Sie die Tautologien auf!«). Ein wenig wehmütige Anerkennung zollt man bestenfalls dem Vertrauen, das man dazumal noch in die Kraft der Vernunft hatte, gerade weil man weiß, wie rettungslos naiv es war.

Wer heute glaubt, braucht Kraft zum Glauben und nicht zum philosophischen Denken.

2 Hier scheint der Ort zu sein, an dem sich der Aufweis des höchsten Wesens zugleich aus der Bewegung (ex parte motus), aus der Wirkursache (ex ratione causae efficientis), aus dem Möglichen und Notwendigen (ex possibili et necessario), aus den Graden der Vollkommenheit (ex gradibus) und aus der Teleologie (ex gubernatione rerum) geradezu aufdrängt. Denn auch Thomas geht in jedem dieser Wege von Erfahrungstatsachen aus, von empirischen Prämissen.

Kreuzberger Nächte sind lang, aber was dann ?

Patenschaftsprojekt für
Kinder von Suchtkranken des
Diakonischen Werkes Berlin
Stadtmitte e.V.



© Meltis / www.pixelio.de

Lisa Dehne / Kreuzberg ist sehr vielseitig – geprägt von verschiedenen Kulturen, voller Kunst und bunter Märkte. Immer mehr Touristen entdecken den faszinierenden Stadtteil mit seinem pulsierenden Rhythmus und dem bunten Treiben für sich. Kreuzberg ist bekannt als interkultureller Hotspot Berlins. Doch dann gibt es im Kiez noch etwas, was oft Schlagzeilen macht: Drogenmissbrauch und Sucht. In der Suchthilfe geht es häufig um den Süchtigen selbst und wie man ihm helfen kann, wieder clean zu werden. Doch was ist mit den Kindern von Suchtkranken – wer kümmert sich um sie? Während es für Suchtabhängige ein großes Angebot an unterschiedlichsten Kontakt- und Beratungsstellen gibt, existiert für Kinder aus Suchtfamilien meist keine Form der Hilfe.

Dabei brauchen gerade die Kinder viel Beachtung und Geduld, denn sie leiden am stärksten unter der Situation. Ihre Eltern können ihnen häufig nicht mehr die nötige Aufmerksamkeit geben und meist drehen sich die Verhältnisse sogar um, so dass die Kinder die Elternrolle übernehmen und sich um die Eltern, den Haushalt und oftmals auch um die jüngeren Geschwister kümmern. Sie erfahren zu Hause Streit und Überforderung, verstehen aber nicht, was genau vor

sich geht, sind mit ihren Gefühlen oft allein und müssen viel zu schnell erwachsen werden.

Doch für die gesunde Entwicklung eines Kindes ist es wichtig, einen zuverlässigen Erwachsenen an ihrer Seite zu haben, der ihnen zuhört, für sie da ist, dem sie vertrauen und bei dem sie wieder Kind sein können. In Deutschland leben etwa 2,6 Millionen Kinder in Familien mit einem Suchtkranken, viele von ihnen ohne eine erwachsene, verlässliche Bezugsperson. Deshalb wurde vor zwei Jahren das Patenschaftsprojekt „Vergiss mich nicht“ ins Leben gerufen. Wir vermitteln den Kindern Paten, die sich regelmäßig – einmal die Woche – mit ihnen treffen und eine schöne, unbeschwerte Zeit erleben. Es geht nicht darum, über die Probleme zu Hause zu reden oder sich gar in diese einzumischen. Der Pate soll dem Kind Halt geben und ihm bei Sorgen, Wünschen und Träumen eine Ansprechperson sein – vor allem aber soll er mit seinem Patenkind Zeit verbringen, Spaß haben und gemeinsam Dinge unternehmen, die Kinder gerne machen. Für Ausflüge, beispielsweise in den Zoo oder ins Theater, und für die BVG-Fahrkarten können wir eine Aufwandsentschädigung zahlen.

„Vergiss mich nicht“ begleitet die vermittelten Patenschaften, klärt Erwartungen und Grenzen ab, schult die Paten und steht ihnen bei Schwierigkeiten mit Rat und Tat zur Seite. Wichtig ist, dass sich alle Parteien – Eltern, Pate und Kind – mögen und akzeptieren, denn nur so kann die Patenschaft eine Bereicherung für alle darstellen. Bisher konnten wir acht Patenschaften erfolgreich vermitteln, und es ist schön zu sehen, wie gut den Kindern und auch den Eltern die Patenschaft tut.

Wenn wir Ihr Interesse geweckt haben, Sie sich über einen Paten für Ihr Kind freuen würden oder jemanden kennen, der Unterstützung braucht, dann schauen Sie doch einfach mal auf unsere Homepage oder melden Sie sich bei uns.

Vergiss mich nicht

Segitzdamm 46, 10969 Berlin
Tel.: 030- 61 65 93 40

E-Mail:

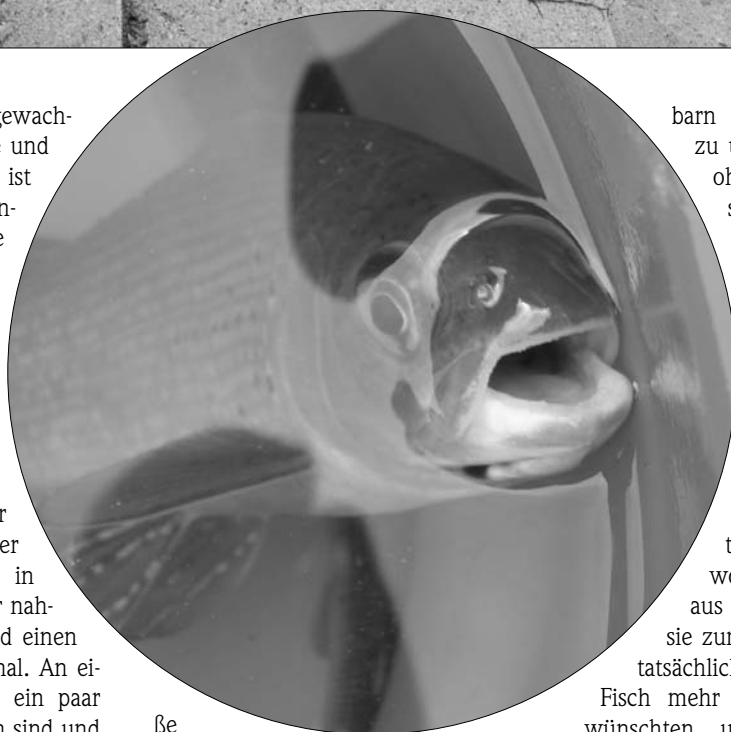
vergissmichnicht@diakonie-stadtmitte.de
www.diakonie-stadtmitte.de

Die Fischarche

Kindheit am Landwehrkanal

Mario Clemens / Aufgewachsen bin ich zwischen Spree und Landwehrkanal. Der Kanal ist nicht nur ein Ort für Einkaufswagen, Fahrradgestelle und Autowracks, sondern auch für meine Kindheits-erinnerungen.

Ich erinnere mich an ein Frühjahr, in dem der Kanal einmal mit toten Fischen übersät war. Mein Freund und ich waren sehr besorgt. Das Schicksal der Fischpopulation lag allein in unseren Kinderhänden. Wir nahmen uns einen Kescher und einen Eimer und gingen zum Kanal. An einer der Anlegestellen, wo ein paar Stufen in den Stein gehauen sind und die unterste Stufe schon bei geringem Wellengang unter Wasser steht, positionierten wir uns. Unser Anglerglück war beträchtlich! Was auch immer da in den Kanal geleitet wurde, sicher war, dass es die Fische, die noch lebten, verdammt träge gemacht hatte. Nach ein paar Stunden hatten wir unseren Eimer voller Fische. Diese Fische – davon waren wir überzeugt – würden die einzigen sein, die das gro-



ße Sterben überleben. Sie wieder in den Kanal zu entlassen, bevor dieser wieder einen sicheren Lebensraum darstellte, kam nicht in Frage. Die Fische landeten in der Badewanne der Nachbarn. Den ganzen Sommer über fütterten und pöppelten wir die Geretteten in dieser „urbanen Arche“ im ersten Stock einer Kreuzberger Altbauwohnung auf. Die Eltern unserer Nach-

barn kamen zum Duschen zu uns, wir Kinder hatten ohnehin auch vorher schon zusammen gebadet.

Nach einigen Wochen schwammen keine Fischleichen mehr im Kanal. Mit großer Behutsamkeit und begleitet vom erleichterten Aufatmen unserer Eltern schöpften wir die wohlgenährten Fische aus der Wanne und trugen sie zum Kanal. Dieser schien tatsächlich keinen einzigen Fisch mehr zu beherbergen. Wir wünschten unseren Fischen viel Glück und Fruchtbarkeit.

Boule

Von den verworfenen Leidenschaften



Mario, 11 Jahre

Mario Clemens / Der „Salatgarten“ ist ein wenig geschmackvoller Biergarten mit mäßigem bis schlechtem Essen, der sich dennoch seit langem großer Beliebtheit erfreut. Draußen dominieren Plastikstühle, drinnen wurde vor einiger Zeit eine neue Vertäfelung aus Kunstholz montiert. Im „Salatgarten“ hängt ein großformatiges Bild, auf dem ein Schotterplatz zu sehen ist. Auf dem Platz stehen Männer, zum Teil sind sie jung, zum Teil schon ergraut. Frauen sind keine zu sehen. Im Bildhintergrund ist der Landwehrkanal zu sehen; und vor dessen Panorama sind Eisenkugeln zu erkennen, die in Bögen durch die Luft fliegen. Wer zur rechten Zeit und mit der nötigen Aufmerksamkeit an dem Bild vorbei geht, kann etwas Kurioses beobachten: Einige der Männer, die auf dem Bild in Aktion zu sehen sind, sitzen jetzt unter dem Bild und trinken, rauchen oder essen.

Als Kind saß ich manchmal im „Salatgarten“ am Stammtisch der Boulespieler, um mit den grölenden Männern ein Fußballspiel zu sehen. Am liebsten saß ich aber direkt am Bouleplatz und schaute den Profis über die Schulter. Zwar gab es auch immer schon Spielerinnen, doch in dieser Zeit interessierten mich vor allem die Männer. Sie spielten stets mit Leidenschaft und oft mit großem Ernst. Je später es wurde, desto kürzer wurden die Abstände, in denen neue Biergläser aus dem „Salatgarten“ geholt wurden, und desto größer und bedeutungsvoller wurden die

Gesten der Männer. Eines Tages ermunterte mich einer der Spieler, eine Partie mitzuspielen. Noch in derselben Woche überredete ich meine Mutter, mir ein Set Kugeln zu kaufen. Zwar waren es leichte Anfängerkugeln, die beschämend neu glänzten, doch das war alles halb so schlimm, wenn ich jetzt nur immer spielen konnte.

Von nun an war ich jeden Tag auf dem Platz und bald schon hatten meine Kugeln den gewünschten „used look“. Ich wurde Teil jener festen Riege, die grundsätzlich nicht gegen Teams spielte, die nur zu dritt mit einem Set glänzender Kugeln anreiste und sich nur so ungefähr an die Regeln hielt. Hier ging es schließlich nicht um ein nettes Nachmittagsprogramm, hier ging es um Boule – und für uns war das eine Lebenseinstellung.

Eines Tages nahm mich einer der alten Hasen mit in den „Salatgarten“ und führte mich zu einer großen Schrankwand aus Metall, die sich direkt unter der Pokalsammlung befindet. Hier hat jeder der echten Spieler ein Fach. Einer der Spieler war vor einiger Zeit verstorben und ich sollte ihn beerben: Ich bekam ein eigenes Fach und, was noch besser war, ich bekam schwere dunkle Profikugeln – ich gehörte nun ganz offiziell dazu.

Es folgten noch ein paar glückliche Sommer, dann nahm meine Boulekarriere ein jähes Ende. Ein gleichaltriger Freund und ich hatten uns noch zu später Stunde im Weitwurf geübt.

Ziel war es, möglichst von einer Bande bis zur nächsten zu werfen oder weiter. Der Platz hatte sich schon geleert und es war kein einziges Spiel mehr im Gange. Nur im warmen Dämmerlicht der Gaslaternen standen noch Spieler um einen verwitterten Biertisch und plauderten. Da geschah es, dass ich zu einem neuen Weitwurfrekord ansetzte und dabei meine Hand zu spät von der Kugel löste. Die schwere Eisenkugel schoss unkontrolliert in die Höhe. Wir Kinder stießen Schreie des Entsetzens aus und alarmierten damit die Truppe, die sich um den alten Tisch versammelt hatte. Die Männer stoben auseinander und meine Kugel detonierte mit einem lauten Krachen in der Mitte des Tisches. Ich war wie gelähmt. Die versehentlich Beschossenen waren rasend vor Wut. Mir war das Herz so tief in die Hose gerutscht, dass ich meine Kugeln nicht mehr einsammeln konnte und nur noch wie betäubt nach Hause lief.

An diesem Abend hatte es Gott sei Dank keine Verletzten gegeben, doch für mich war Boule erst einmal gestorben. Der Bouleplatz hatte sich über Nacht in einen Ort verwandelt, den ich bewusst mied.

Es zog mich nun immer häufiger zum Görlitzer Park. Das boulespielende Kind war im Begriff, sich zum rauchenden Jugendlichen zu wandeln. Mein Interesse an den Männern und ihren cowboyartigen Gesten war der Begeisterung für junge Frauen gewichen.



Hugo ist ein alter Zirkusziegenbock. Er kann Männchen machen und ist auch schon im Fernsehen aufgetreten



In der Kaninchen-AG lässt es sich gut kuscheln



Zora spielt am liebsten Fußball

Wir wohnen auch hier

Der Kinderbauernhof im Görlitzer Park

Kinderbauernhof auf dem Görlitzer e.V., Wiener Str. 59b, 10999 Berlin
Telefon: 030/6117424 www.kinderbauernhofberlin.de

Der Kinderbauernhof ist eine grüne Oase mitten auf dem Gelände des Görlitzer Parkes. Der tägliche Umgang mit der Natur und die Möglichkeit, Tiere zu beobachten, sie zu streicheln und zu füttern, ist hier für Familien einen Ausflug wert. Die Kinder können ihren Bewegungsdrang ausleben und finden Freiräume, in denen sich ihre unterschiedlichen Fähigkeiten entfalten können. Hier erleben sie ökologische Kreisläufe und erkennen Zusammenhänge zwischen Tieren und Pflanzen.

Für Kinder von 6-14 Jahren gibt es spezielle Angebote in der Tierpflege, wie z.B. Verantwortung für ein Pflegetier übernehmen, oder die Teilnahme an der Kaninchen- oder Esel-AG. Da darf auch schon mal der Stall ausgemistet werden.

Öffnungszeiten

Im Sommer:
Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag: 10:00-19:00 Uhr
Samstag und Sonntag: 11:00-18:00 Uhr
Mittwoch geschlossen (wir sind da - Plenum)

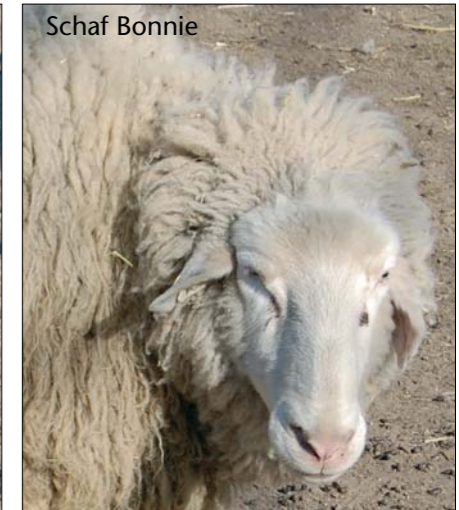
Im Winter:
Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag: 10:00-17:00 Uhr
Samstag und Sonntag: 11:00-17:00 Uhr
Mittwoch geschlossen (Plenum bzw. Tieröffnungszeiten)

(Außerhalb dieser Zeiten sind Tieröffnungszeiten 8-20 Uhr/
Sommer, 8-18 Uhr/Winter)
An Feiertagen und in den Ferien haben wir geöffnet.

Susi, die Ziege, kann gut klettern und ist schrecklich neugierig



Mr. Burns, der Widderbock, ist ein Franzose, der gerne seine Hörner wetzt und kleine laute Kinder umstupst



Schaf Bonnie



Beppo ist ein richtiger Schmusekater



Lisa wird gerne mit dem stolzen Pferd von St. Martin verwechselt



Lisas Freundin Lotta



verliebt

Mein Görlitzer Park

Ich liebe und ich hasse ihn

Christina Lenz / Ich muss von meiner Wohnung aus nur über die Skalitzer Straße gehen und bin in einer Städtischen Grünanlage: dem Görlitzer Park. Von hier aus kann ich nach Treptow gelangen, weiter in den Treptower Park, an die Spree und in den Plänterwald. Ich begegne keinem Auto, habe frische Luft, schaue dem Treiben der anderen Menschen zu und kann mich auf eine der vielen Bänke setzen und in der Sonne lesen. Der Park ist Begegnungs- und Kommunikationsstätte. Ich treffe immer Bekannte oder Freunde, die ebenso wie ich einen Spaziergang machen wollen, und nicht selten spaziere ich am Ende in einer kleinen Gruppe. Weniger gern werde ich von den hier inzwischen

zahlreich vorhandenen Dealern angesprochen und gefragt, ob ich Stoff brauche. Das ist nicht meine Art der Kommunikation. Da ich mich relativ oft im Park aufhalte, weiß ich mittlerweile, welcher Dealer seine Ware wo versteckt. Für alle sichtbar wechseln hier die Drogen ihre Besitzer.

Zu jeder Tageszeit sehe ich hier Menschen. Früh am Morgen sind es die Jogger, die den Tag mit Bewegung beginnen; die Hundebesitzer führen ihre Hunde durch das Gelände; ein einzelner Mann versucht sich im Golfspiel. Mittags sind es erneut die Tierhalter, die wieder den Park aufsuchen und ihre Hunde Gassi führen. Wenn ich in Gedanken versunken durch die Grünanlage gehe, dann muss ich auf Radfahrer und Hunde achten. Die Radfahrer machen durch Klingeln auf sich aufmerksam und fordern, dass ich ihnen den Weg frei mache. Die Hundebesitzer haben längst nicht immer eine Tüte für den Hundekot bei sich, auch sind die Tiere nur selten angeleint. Es scheint, als sei der Park ihr alleiniges Revier. Ich muss den Hundehaufen ausweichen, um mit sauberen Schuhen durch das Gelände zu kommen. Ist der Görlitzer Park nicht eine *geschützte* Grünanlage? Früher durften die Hunde in einer solchen nur an der Leine geführt werden, das Radfahren war verboten. Zum Glück gibt es das Ordnungsamt, das auch ein Auge darauf hat, dass hier alles seine Richtigkeit hat. So bin ich vor einigen Jahren mit einer Vikarin angesprochen worden. Die Ordnungshüter hatten uns beobachtet, wie wir Gänseblümchen, Klee und Löwenzahnblüten gepflückt hatten. Wir sollten jeweils 35 Euro Strafe zahlen, denn in einer geschützten Grünanlage wie dieser wird jede Pflanze extra ausgesucht und bewusst



angepflanzt. Auf meine Frage, ob ich auf der Wiese liegen dürfe, erhielt ich die Antwort: Ja! Dann bestünde doch die Gefahr, dass ich das Gänseblümchen zerdrücke, so mein Einwand. Das sei egal, nur abpflücken dürfe ich es nicht, wegen der geschützten Grünanlage, das müsse ich doch verstehen. Ja, das Ordnungsamt ist auf Zack, zumindest, was meine Person angeht. Bei den Radfahrern und Hundehaltern bin ich mir da allerdings nicht so sicher.

An einigen Nachmittagen in der Woche kommt das Spielmobil und packt diverse Spiele für Kinder aus. Dieses Angebot ist für Eltern und Kinder fester Bestandteil der Wochenplanung geworden. Im Kinderbauernhof ist immer Betrieb: Wo können Stadtkinder sonst Esel, Schafe, Ziegen oder ein Schwein sehen? Sie haben hier

Vom Görlitzer Bahnhof zum Park

Der heutige Görlitzer Park befindet sich auf dem Gelände des ehemaligen Görlitzer Bahnhofs, der als Kopfbahnhof von dem Architekten August Orth geplant worden war. 1865 wurde mit dem Bau begonnen. Die komplette Strecke Berlin-Görlitz wurde 1867 eröffnet. Der Bahnhof war über ein in das Pflaster der Skalitzer Straße/Gitschiner Straße eingelassenes Gleis mit den Gaswerken an der Prinzenstraße (heute: Böcklerpark/Prinzenbad) verbunden, die auf diesem Weg auch mit Kohle versorgt wurden.

Im Zweiten Weltkrieg wurde der Bahnhof stark beschädigt, am 29.4.1951 der letzte Personenzug abgefertigt. Danach wurden die Gebäude in mehreren Abschnitten bis 1976 abgerissen. Bis in die 80er Jahre hinein verkehrten noch Güterzüge zum hinteren Teil des Geländes.

In den 90er Jahren wurde ein Stadtteilpark nach Plänen der Freien Planungsgruppe Berlin errichtet. Es erinnern nur noch Gleisreste, die Reste des Fußgängertunnels (im Volksmund Harnröhre genannt), die frühere Einfassungsmauer und drei ehemalige Güterschuppen, die eine andere Nutzung erhalten haben, an die ehemalige Bahnhofsnutzung.

Der ca. 14 Hektar große Park hat einen beliebten Kinderbauernhof, mehrere Spiel-, Sport- und Bolzplätze, einen kleinen See und Aussichtsberge. Eine weitere Attraktion sollte die künstlerische Nachbildung der Sinterterrassen von Pamukkale werden. Die Verwendung falscher Steine machte diesen Brunnen jedoch schnell zur Dauerbaustelle, der schöne und teure Brunnen war über Jahre hinweg eingezäunt und durfte nicht betreten werden. Inzwischen wurden die bröckelnden und zur Gefahr gewordenen Steine abgetragen. Das Bauwerk erinnert heute an ein Freilichttheater, es ist ein großer offener Sandkasten entstanden.



Görlitzer Park: Blick vom ehemaligen Pamukkale-Brunnen auf die Reste der alten Bahnhofsgebäude

auch die Möglichkeit, sich unter Anleitung regelmäßig um die Tiere zu kümmern.

An den warmen Wochenenden dient der Park als Spazierstrecke für Familien, junge Paare mit Kinderwagen und ältere Menschen. Hier wird stundenlang Frisbee gespielt, sonnenhungrige Menschen liegen im Gras, es wird gepicknickt. Im Sommer sind schon in der Mittagszeit weiße Rauchschwaden über den Bäumen zu sehen, es wird gegrillt. Der Geruch ist unbeschreiblich: Eine Mischung aus Schweine-, Rinder-, Geflügel- und Lammfleisch, Würstchen und gegrillten Gemüsesorten liegt schwer in der Luft, die sommerlichen frischen Düfte, von denen manch Dichter geschwärmt hat, sind hier nicht mehr anzutreffen. Dicht nebeneinander sitzen Großfamilien und kleine Grüppchen von Menschen, um sich ihr Essen zuzubereiten, Kühltaschen stehen neben dem Samowar, Wolldecken und Biertischgarnituren dienen als Sitz- und Lagerfläche. Grüne Rasenflächen verschwinden unter dem mitgebrachten Mobiliar, das zum Teil mit einem Taxi herangefahren wird. Der Lautstärkepegel ist entsprechend hoch. Wenn ich im Sommer an einem Montag morgen durch den Park

gehe, dann treffe ich die Müllberge an, die die Griller am Wochenende dort liegen gelassen haben. Die Elstern und Krähen haben nachgeholfen, die Reste aus den großen Papierkörben herauszuziehen und den Unrat auf die Wege zu streuen. Die Grasflächen sind von Holzkohleresten verbrannt, mit viel Glück findet man auch noch einen vergessenen Grill. Für die Flaschensammler wird der Park allerdings zum Paradies, hier liegt das Geld tatsächlich auf der Straße, in diesem Fall auf dem Boden.

Eigentlich ist ein Park mit festen Wegen in jeder Jahreszeit einen Ausflug wert. Man rechnet damit, dass man auch nach Regenfällen trockenen Fußes spazieren gehen kann. Nicht so im Görli. Den sollte man dann lieber meiden. Ein Abfluss und eine Versickerung des Regenwassers hat hier nicht geklappt, der Park ist eine große Pfütze, durch die man nur mit Gummistiefeln waten kann.

Am 11.11. eines jeden Jahres, dem Martinstag, verwandelt sich der Park in ein Lichtermeer von Lampions und Laternen. Ein großer Umzug geht von dem Kinderbauernhof unter Posaunenmusik in die Emmaus-Kirche. Man könnte meinen, 1000 Glühwürmchen würden durch das

Dunkel schimmern. Begleitet wird der Zug vom Esel des Kinderbauernhofes, auf dem auch schon einmal ein Kind als Heiliger Martin reiten kann. Auf der Skaterbahn wird ein Abschnitt der Martinsgeschichte von Jugendlichen gespielt. Alle großen und kleinen Laternen-Kinder möchten natürlich das Anspiel sehen und verstehen, was da gesagt wird. Leider ist es dann schon dunkel, so dass die Hundehaufen nicht zu sehen sind. Im Anschluss riecht die Emmaus-Kirche nach fast allen Hunden, die hier im Kiez leben und denen der Park als große Toilette dient. Wo blieb denn in diesen Tagen das Ordnungsamt?

Ich empfinde solch einen Grünzug in der unmittelbaren Umgebung schon als Wohnqualität, auf die ich nicht mehr verzichten möchte. Ich liebe und ich hasse ihn: meinen Görli-Park. Ich liebe ihn gerade wegen seiner Gegensätzlichkeit und suche ihn immer wieder auf. Ich will ihn nicht missen, aber manchmal geht er mir einfach nur auf die Nerven!



Görli-Park: Anziehungspunkt für viele

Kreuzberger Pfeifen

Die Orgeln in SO 36

Gunter Kennel / Das älteste Orgelinstrument, das in einer evangelischen Kirche im Gebiet des früheren Kreuzberg SO 36 steht, ist die Orgel in der **Tabor-Kirche**. Sie wurde 1904/05 durch die Berliner Orgelbauwerkstatt Gebrüder Dinse erbaut und verfügt über die beachtliche Größe von 40 Registern auf drei Manualen und Pedal. Von diesem Instru-



Die älteste Orgel in SO 36 in der Tabor-Kirche

ment ist noch vieles von der originalen Substanz der technischen Anlage und des Pfeifenwerks vorhanden, wengleich es nach dem Zweiten Weltkrieg einige Veränderungen in

der Disposition, also der Registerzusammenstellung, erfuhr. Die Tabor-Orgel ist wunderbar geeignet, große Orgelwerke der Romantik und aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Gehör zu bringen.

Die drei Kirchen Emmaus, Martha und Ölberg erhielten alle in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts neue Orgeln, nachdem die Vorgängerinstrumente entweder so stark im Krieg beschädigt wurden, dass sie unbrauchbar waren, oder aus anderen Gründen ersetzt werden mussten.

Die **Ölberg-Kirche** erhielt ihre Orgel 1958 durch die Berliner Orgelbauwerkstatt Karl Schuke. Dieses kleine Instrument mit zwölf Registern auf zwei Manualen und Pedal ist solide gebaut, wird gut gepflegt und tut nach wie vor zuverlässig seinen Dienst in Gottesdiensten und als Unterrichts- und Übeinstrument.

Die **Emmaus-Kirche** erhielt 1961 eine Orgel der Firma E. F. Walcker & Cie. Ludwigsburg. Dieses Instrument wurde vor etwa 10 Jahren verkauft und durch eine holländische Orgel des Orgelbauers G. A. C. de Graaf ersetzt, die der Berliner Orgelbaumeister Michael Fischaleck 2002 aus der Noach-Kerk in Amsterdam nach Berlin umsetzte. Die de-Graaf-Orgel wurde ursprünglich 1960 gebaut und hat 22 Register auf zwei Manualen und Pedal. Sie steht jetzt im Altarraum der Emmaus-Kirche und kann

so sehr gut für verschiedene liturgische und konzertante Zwecke eingesetzt werden. Vor fünf Jahren wurde



Die de-Graaf-Orgel in der Emmaus-Kirche

das Instrument durch elektronische Zusatzregister erweitert, um den herb-farbigen Klang der verschiedenen Pfeifenregister durch weichere, dunklere, aber auch durch hell-strahlende Klangfarben zu ergänzen.

Die **Martha-Kirche** schließlich bekam 1963 eine neue Orgel, ebenfalls durch die Berliner Orgelbauwerkstatt Karl Schuke. Sie ersetzte eine Walcker-Orgel aus dem Jahre 1904, die mit 41 Registern sogar



Die Schuke-Organ der Martha-Kirche

noch etwas größer als die Tabor-Organ war. Die Schuke-Organ hat demgegenüber eine mittlere Größe von 27 Registern auf zwei Manualen und Pedal.

Das jüngste Instrument im Kiez steht in der **St. Thomas-Kirche**. Diese Organ wurde 1970 durch die Hamburger Firma Rudolf von Beckerath erbaut und hat 25 Register auf zwei Manualen und Pedal. Trotz dieser für

den großen und weiten Raum der St. Thomas-Kirche relativ geringen Größe verfügt das Instrument über eine gute klangliche Präsenz. Es wird regelmäßig für Orgelkonzerte genutzt.

Und nicht zuletzt: Das allerjüngste und kleinste Instrument im Kiez ist eine mobile Truhengorgel der holländischen Orgelbaufirma Klop mit 3,5 Registern. (Eigentlich sind es vier Regis-



Organ der St. Thomas-Kirche

Foto: Monika Fielitz

ter. Da aber das Register Quinte 2 2/3' nur Pfeifen im Diskant, also für die Töne der oberen Hälfte der Tastatur hat, zählt es nur halb.) Diese Organ befindet sich zumeist in der Emmaus-Kirche und wird häufig für Aufführungen oratorischer Werke aus der Barockzeit, aber auch für die Darstellung älterer Musik eingesetzt, sei es solistisch, sei es in kleinen Ensembles.



Elektro-Beats in Lederhosen

Ein bayerischer Kreuzberger

Martin Deschauer / Die Musik geht in die Füße. Die Menge vor der Bühne springt im Takt. Der elektronische Beat treibt die Menge. Fünf Bläser spielen zum Beat bayerische Blasmusik in Hochgeschwindigkeit. Sie tragen Lederhosen. Es dauert nicht lang, bis das letzte T-Shirt verschwitzt ist. LaBrassBanda kommt vom Chiemsee. Ich höre diese Band im *Lido*, einem Club an der Cuvrystraße Ecke Schlesische Straße.

LaBrassBanda rappt über einen Bauernsohn: „Er hat lange Haare. Er spürt, dass er anders ist. Es reicht: Er packt seine Sachen, geht weg zum Studium. Er stellt fest, er ist nicht der einzige. Bereut hat er es nie.“

Ich habe meine Sachen nach dem Studium gepackt, kam nach Berlin wegen des Jobs. Ich freute mich, aus der bayerischen Kleinstadt wegzukommen, weiterzukommen. Bereut hab ich es nicht.

Ich habe mich in Bayern nicht als Bayer gefühlt. Musikantenstadl, Franz Josef Strauß, Stammtisch am Sonntagvormittag – das war ich nicht, wollte

ich nicht sein. Wo waren die Menschen, die anders lebten? Es gab sie, jenseits einer unsichtbaren Grenze.

Ich lebe nun seit 11 Jahren in Kreuzberg. Ich mag das Bunte, die Menschen, die ihr eigenes Leben leben. Ich mag die fehlenden Grenzen. Ich mag den schnellen Takt der Großstadt. Ich mag es, das Leben um die Ecke zu haben. Ich bin mit dem Fahrrad hierher ins *Lido* gekommen. Daheim waren zwei Stunden mit dem Auto für ein Konzert normal. Ich genieße die kurzen Wege hier.

Die Bläser treiben die Party im *Lido* weiter. LaBrassBanda singt vom Volksfest, vom Alkohol, von der Bierzeltschlägerei. Die Menschen im *Lido* feiern ausgelassen, fröhlich.

Im Publikum wird viel bayerisch gesprochen. Wir reden über das Leben in Berlin. Wir sprechen die gleiche Sprache; alle haben wir Bayern verlassen. Einige hier im *Lido* kenne ich aus dem Wirtshaus *Valentin* am Südstern. Joachim Mühle erschafft dort seit ein paar Jahren ein Stück Oberpfalz. Er bietet Schweinebraten,

Unertl-Weißbier, Schafkopfen und die Spiele der bayerischen Fußballvereine im Hinterzimmer. Man verabredet sich. Oder man kommt spontan, wenn es im eigenen Wohnzimmer zu fad ist. Ich bin gerne dort, spiele Schafkopf, rede bayerisch.

Wenn mich jemand fragt, antworte ich: In Berlin vermisse ich die Berge, spüre aber immer noch deren Enge. Ich spüre auch die Wärme. Es klingt nach Klischee, aber ja, ich mag die bayerische Gemütlichkeit. Ich merke: Bayerisch ist meine Sprache. Ich weiß, wie die Menschen dort ticken. Lebte ich noch in Bayern, würde ich es für undenkbar halten: In Lederhose zu heiraten. Ich hab's getan! Auch am Sonntagvormittag zum Stammtisch zu gehen, kann ich mir jetzt vorstellen. Aber Musikantenstadl und Franz Josef Strauß? Vergiss es.

Die Party im *Lido* geht weiter. Die Beats treiben voran. Ich höre, wo LaBrassBanda herkommt. Ich höre: Bayern kann auch anders.

Recht und Hilfe

Die Rechts- und Sozialhilfeberatung in der St. Thomas-Gemeinde

Matthias Lehmann / Die Rechts- und Sozialhilfeberatung in der St. Thomas-Gemeinde in Berlin-Kreuzberg existiert seit 1992. Sie wird in Kooperation der Kirchengemeinden St. Thomas und Emmaus-Ölberg mit dem sozialen Beratungs- und Begegnungszentrum TAM e.V. im Gemeindehaus St. Thomas durchgeführt. Der Inhalt und Charakter dieses besonderen Beratungsangebotes wird dadurch geprägt, dass die Beratung von einer Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin des TAM zusammen mit einem Rechtsanwalt durchgeführt wird. Die kostenlose Beratung findet an jedem zweiten und vierten Mittwoch im Monat in der Zeit von 15 bis 18 Uhr statt.

Das ursprünglich nur auf Sozialhilfesachen beschränkte Beratungsangebot (seit 2005 vor allem ALG II) konnte nun durch die Zusammenarbeit mit dem Rechtsanwalt auf verschiedenste Rechtsgebiete erweitert werden, so zum Beispiel auf Arbeitsrecht oder Strafrecht. Die Schwerpunkte unserer Arbeit liegen im Familien- und Ausländerrecht. Häufig geht gerade hier eine rein juristische Beratung an der Wirklichkeit und den Bedürfnissen der Ratsuchenden vorbei. Deshalb ist ergänzende, kompetente soziale Beratung nötig. Insbesondere in Familiensachen ist es für den beratenden Anwalt erforderlich, sich zunächst einen Überblick über die ge-

samte familiäre, soziale und psychische Situation der Betroffenen zu verschaffen, bevor konkreter Rechtsrat erteilt werden kann. Auch hierfür hat sich die Zusammenarbeit von Rechtsanwalt und Sozialberaterinnen des TAM e.V. als sinnvoll und fruchtbar erwiesen.

Den Ratsuchenden wird für den Fall, dass eine anwaltliche Vertretung nötig erscheint, auch vermittelt, wie sie die dann erforderlichen Finanzierungsmöglichkeiten (z. B. Beratungshilfe, Prozesskostenhilfe etc.) erlangen und ausschöpfen können.

Jeder kann die kostenlose Beratung in Anspruch nehmen. Es werden keine bürokratischen Anforderungen gestellt. Wir beraten ohne vorherige Terminvergabe; eine Vorlage von Ausweisen oder Einkommensunterlagen und ähnlichem ist nicht nötig. Diese Vorgehensweise erleichtert vor allem denjenigen Menschen den Zugang, die professionelle Beratung oder Rechtsberatung noch nie zuvor in Anspruch genommen haben und aus den verschiedensten Gründen den direkten Weg in ein Anwaltsbüro scheuen.

Der überwiegende Teil der Ratsuchenden kommt aus Kreuzberg bzw. dem Gemeindegebiet der finanzierenden Kirchengemeinden sowie aus den angrenzenden Gebieten von Berlin-Mitte. Da vergleichbare Angebote in

den Nachbarbezirken kaum vorhanden sind, wird das Angebot regelmäßig auch von Menschen aus anderen Bezirken wahrgenommen. Oft kommen Menschen auf Empfehlung anderer Beratungsstellen in unsere Beratung, die für ihre Konzeption und deren sinnvolle Umsetzung dort bekannt ist. Gleichmaßen werden auch von uns Menschen an andere spezielle Beratungsangebote überwiesen (z. B. Rentenberatung, Schuldner- und Insolvenzberatung u. a.), wenn dies erforderlich erscheint. Insoweit ist die Sozialhilfe- und Rechtsberatung eingebunden in ein engmaschiges Netz von bewährten Adressen und Telefonnummern weiterer Beratungsangebote.

Das Beratungsangebot mit seinem besonderen Konzept wird von vielen Menschen gebraucht und rege genutzt. Die Kirche füllt mit ihrem Angebot eine echte Lücke im Netz der vorhandenen Beratungsangebote und das genau an dem Ort, an dem es besonders gebraucht wird.

Rechts- und Sozialhilfeberatung im Gemeindehaus der St. Thomas-Gemeinde, Bethaniendamm 23- 27, 10997 Berlin

jeden 2. und 4. Mittwoch im Monat
15.00-18.00 Uhr

weitere Informationen unter:
www.stthomas-berlin.de

Suchet der Stadt Bestes



versöhnt

Jörg Machel / „Suchet der Stadt Bestes“ (Jeremia 29,7) lautet ein Appell in der Bibel. Dieser Satz stellt für unsere Kirchengemeinde am Lausitzer Platz jedes Jahr zum 1. Mai eine ganz besondere Herausforderung dar. Seit nun schon über zwanzig Jahren gab es noch keinen einzigen 1. Mai, an dem nicht irgendwann Steine geflogen wären. Einer schlechten Tradition folgend beginnt irgendwann die Randalie, später brennen ein paar Müllcontainer, manchmal dann auch Autos.

Damit das anders wird, wurden schon viele Strategien ausprobiert. So ganz aufgegangen ist noch keine. Einmal haben wir Autonome und Polizisten in unsere Kirche eingeladen, um über die Ursachen der Gewalt zu sprechen und nach Auswegen zu suchen. Sowohl den Autonomen als auch den Polizisten fiel es schwer, die Sprache der jeweils anderen zu verstehen. Zunächst gab es nur Positionen, in denen der andere zum Klischee verkam. Die Atmosphäre änderte sich, als ein Einsatzleiter der Polizei begann, nicht über die Autonomen, sondern von den eigenen Leuten zu sprechen. Dass so ein Einsatz viele seiner jungen Kollegen überfordert. Wie bei manchem Todesangst aufkommt, wenn er mit Steinen bombardiert wird.

Jugendliche Randalierer erzählten, wie sie im Lauf der Nacht immer stärker in den Strudel der Gewalt hineingezogen wurden, ohne dass sie es eigentlich vorhatten und ohne irgendwelche Ziele damit zu verbinden. Kamen die Krawalle in den ersten Jahren noch aus dem Kiez selbst, so sah man in den folgenden Jahren schon Tage vorher klapprige VW-Busse mit

Kennzeichen aus der ganzen Bundesrepublik. Die Leute reisten extra an, um bei dem Spektakel dabei zu sein. Selbst jene Kreuzberger, die anfangs noch mit einer gewissen Spannung zugeschaut hatten, begannen zu begreifen, dass diese Randalie zu ihren Lasten ging: Die eigene Haustürscheibe war zertrümmert, der Spielplatz der Kiezkinder war ramponiert und der morgendliche Gang zum Auto geschah in dem mulmigen Gefühl, dass vielleicht die Reifen zerstoßen waren.

Ich habe versucht herauszufinden, woher das enorme Gewaltpotential



Revolutionäre 1. Mai Demonstration 2006, Oranienstraße in Berlin-Kreuzberg, nicht angemeldete Spontandemonstration

kommt, das sich da Jahr für Jahr entlädt. Vielleicht fehlt es ja tatsächlich in unseren Städten an einer Kultur, in der Jugendliche ihren Mut zeigen können: beispielsweise in Straßengewettkämpfen, wie man sie auf italienischen oder spanischen Stadtfesten finden kann, mit festen Regeln und klaren Grenzen. Sonst vermischt sich dieses natürliche Bedürfnis, seine Kräfte zeigen zu wollen, mit dem Gefühl der Chancenlosigkeit und geht eine gefährliche Verbindung ein.

Nachdem ich viele Jahre die Polizeiaktionen von der Straße her beobachten konnte, habe ich den Ersten

Mai einmal an der Seite des Polizeipfarrers erlebt. Mit ihm habe ich die verletzten Polizisten in Empfang genommen, habe die Hilflosigkeit, die Wut und den Entscheidungsdruck von dieser Seite aus miterlebt.

„Suchet der Stadt Bestes“ ist ein schönes Motto für einen Kreuzberger Christen – aber wie macht man das?

Irene meinte einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, als sie einmal zusah, wie eine alte Frau auf einen Steinewerfer zuing und ihm mit großer Selbstverständlichkeit den Stein aus der Hand nahm. Sie erklärte ihm, dass das ihre Bäckerei sei, auf die er

da ziele, und dass er das mit den Splitterbrötchen mal nicht zu wörtlich nehmen solle. Alle lachten, und selbst der Steinewerfer grinste verlegen.

Seit diesem Erlebnis zieht Irene an jedem Ersten Mai durch die Straßen und redet mit den Leuten. Sie hat keine Scheu, sowohl einem Randalierer als

auch einem Polizisten ihre Hand auf die Schulter zu legen und mit ihrem Berliner Mutterwitz etwas Ruhe in eine aufgeheizte Situation zu bringen. Manche finden das vielleicht naiv, vor allem jene, die immer auf große Lösungen aus sind. Statt an ihrer Wut und Hilflosigkeit zu ersticken, tut Irene das, was in ihrer Macht steht – nicht mehr und nicht weniger. Und diese persönliche Strategie der Deeskalation hat funktioniert. Irene kann es bezeugen.

Lachen als Zeitansage

Klanginstallation im Turm der Emmaus-Kirche
Eine Kunstaktion von Carolyn Krüger und Brigitte Kottwitz

Die Emmaus-Gemeinde knüpft an die Tradition des Osterlachens an und startet am Ostersonntag um 18 Uhr (der Ostertag beginnt nach jüdischem Kalender mit Sonnenuntergang) eine ungewöhnliche Kunstaktion.

Gelächter statt Kirchenglocken in der Emmaus-Kirche auf dem Lausitzer Platz: Vom 23. April bis 7. Mai erklingt im Viertelstundentakt ein herzhaftes Lachen vom Kirchturm. Je näher man der vollen Stunde kommt, desto anhaltender tönt das Gelächter. Gelacht wird täglich zwischen 10 und 18 Uhr, die Kirchturmglocken schweigen in dieser Zeit. Die Klanginstallation „Lachen erlaubt“ ist eine Kunstaktion der in Frankfurt am Main lebenden Künstlerinnen CaBri, Carolyn Krüger und Brigitte Kottwitz.

Zur Vernissage am Ostersonntag, den 23. April um 18 Uhr, eröffnet Pfarrer Jörg Machel die Kunstaktion. Im Anschluss hält der Berliner Religionswissenschaftler, Physiker, Philosoph und Lachtrainer Harald-Alexander Korp einen Vortrag. Das Thema: „Lacht Gott? Witz und Humor in den Religionen“. Da wird es um Fragen gehen wie: Worüber lachen Religionen und Gläubige heute? Wo bleibt das befreiende Lachen im Christentum? Ist den Religionen das Lachen etwa vergangen?

„Die Könige der Erde
lehnen sich auf, und
die Herren halten Rat
miteinander wider den
HERRN und seinen Ge-
salbten. Aber der im
Himmel wohnt, lachet
ihrer, und der Herr
spottet ihrer.“

aus Psalm 2

Am Ostersonntag, den 24.4.2011 um 11 Uhr, wird Pfarrer Machel in der Predigt auf die Kunstaktion eingehen. Den Brauch des Osterlachens, auf lateinisch „*risus paschalis*“, gibt es schon seit dem Mittelalter. Damals war es üblich, die Gottesdienstgemeinde durch eine besonders amüsante Predigt zum Lachen zu bringen – ein Ausdruck der Osterfreude. Das Osterlachen ist ein Zeichen dafür, dass der Tod besiegt ist. Auch diene es dazu, auf charmante Art und Weise Kritik an den Oberen zu üben.

Es gibt jedoch auch die Gelegenheit, den Osterlachbrauch mit CaBri, H.-A. Korp und Mitgliedern der Lachbewegung Berlin zu erleben. Musikalisch unterstützen der Posaunenchor

und Ingo Schulz an Orgel diesen besonderen Gottesdienst.

Am Weltlachttag-Sonntag, dem 1. Mai, wird im Tempelhofer Park weitergelacht. Der lachende Kirchturm ist mit den Lach-Aktivisten verbunden. Der Familiengottesdienst um 11 Uhr in der Emmaus-Kirche bleibt beim Thema und hat den Titel: „Mitgelacht statt ausgelacht“.

Carolyn Krüger und Brigitte Kottwitz arbeiten seit Jahren als Künstlerinnenpaar mit dem Namen CaBri zusammen. Die Installation „Lachen erlaubt“ haben sie bereits erfolgreich in Frankfurt am Main und in einer Dorfkirche im Odenwald inszeniert. Ihre künstlerischen Arbeiten umfassen Filme, Videos, Keramik und Installationen. Beide sind in der globalen Lachbewegung aktiv. B. Kottwitz gründete und leitet seit zwölf Jahren den Lachclub in Frankfurt, C. Krüger betreibt das deutsche Lachyogaforum Lachclub.info. Die Künstlerinnen sind an den Ostertagen anwesend.

Weitere Informationen

Tel. 030-616 93 10
gemeinde@emmaus.de
www.emmaus.de
Tel. 069-596 39 11
www.cabrikunst.de
www.lachclub.info

Ostern in Emmaus/ Ölberg/ St. Thomas

Gründonnerstag, 21. April:

**18.00 Uhr Abendmahls-
gottesdienst**
in Emmaus, Predigt:
Christian Müller

Karfreitag, 22. April:

10.00 Uhr Gottesdienst
in St. Thomas
Predigt: Jörg Machel

**15.00 Uhr Andacht zur Sterbe-
stunde** in Emmaus; der
Ölberg-Chor singt Cho-
räle der Johannes-Passi-
on von J. S. Bach

Ostersamstag, 23. April:

18.00 Uhr Erstes **Osterlachen** vom Emmaus-Kirchturm
Vernissage und Vortrag Harald-Alexander Korp:
„Lacht Gott? Witz und Humor in den Religionen“

22.00 Uhr Osternacht in Emmaus, Homosexuelle und Kirche (HuK)

Ostersonntag, 24. April:

7.00 Uhr Osterfeuer im Ölberg-Kita-Garten, Lausitzer Str. 29

7.30 Uhr Emmausgang startet: Von Ölberg nach St. Thomas

8.00 Uhr Andacht in der St. Thomas-Kirche, Mariannenplatz

8.30 Uhr Emmausgang geht weiter: St. Thomas / Treptower Park /
Emmaus (Strecke insgesamt: 11,5 km)

11.00 Uhr Ostergottesdienst in Emmaus mit Ostergelächter
und Osterfrühstück, Predigt: Jörg Machel

Ostermontag, 25. April:

11.00 Uhr Gottesdienst in Ölberg Predigt: Susann Kachel

Sonntag, 1. Mai:

11.00 Uhr Familiengottesdienst in Emmaus,
„Mitgelacht statt ausgelacht“

Der **Emmausgang** ist eine seit 2008 bestehende Tradition der Gemeinde in Erinnerung an den Gang der Jünger nach Emmaus, denen sich Jesus Christus unerkant anschließt (Lukas 24, 13-29). Lukas berichtet ausführlich, Kleopas und ein weiterer Jünger seien am Tag nach Pessach von Jerusalem nach Emmaus gegangen und seien dabei dem auferstandenen Jesus begegnet, ohne ihn zuerst zu erkennen. Beim gemeinsamen Abendessen, als Jesus das Brot brach – wie er es auch beim „letzten“ Abendmahl mit seinen Jüngern getan hatte – hätten sie ihn erkannt. Unsere Osterwanderung orientiert sich dabei an der Entfernung zwischen Jerusalem und Emmaus in Israel. Laut Lukas Evangelium ist der Ort **60 Stadien (ca. 11,5 km)** von Jerusalem entfernt.



Kathedrale in Reims,
Außenfigur lächelnder Engel

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen
Emmaus-Ölberg-Gemeinde
15. Jahrgang Nr. 1

Herausgeber im Sinne des Presse-
rechts ist der Gemeindeglieder-
rat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Agnes Gaertner, Jörg Machel,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf, Jörg Machel

Bildnachweis:
Titelfoto: Martin Deschauer
Fotos Innenseiten: Kristin
Huckauf, Martin Deschauer

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recyrago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do 9-13 Uhr,
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Ev. Darlehns-genossenschaft Kiel,
BLZ 210 602 37,
Konto 611 741 280;
Verwendungszweck:
KVA Berlin Stadtmitte, E-Ö/
paternoster

Die 1€ Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

